

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 35 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Amerikas Lebensformen und Kultur
Autor: Stahel, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AMERIKAS LEBENSFORMEN UND KULTUR

VON HANS STAHEL

Nichts ist schwieriger, als über Amerika (USA.) eine zutreffende Darstellung zu geben. Selbst die wohlwollendsten Berichte lassen hinsichtlich der amerikanischen Kultur eine leicht amüsanter geschürzte europäische Überlegenheit erkennen. Es existiert auch eine offenkundig ablehnende oder gar diskriminierende Amerikaliteratur. Ich denke z. B. an das Buch von *Jungk* «Amerikas Allmacht und Ohnmacht» und an dasjenige von *Mathias* «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953». Dr. *Dietrich Schindler* hat die beiden Bücher in einer vortrefflichen Studie abgelehnt und den Begriff Antiamerikanismus in seinem Ursprung und seiner von Europa aus dirigierte Betonung richtig gestellt¹⁾.

Beeindruckt durch die zwiespältige Amerikaliteratur habe ich versucht, aus dem persönlichen Erlebnis heraus den amerikanischen Lebensraum zu beurteilen. Die Städte, insbesondere New York, hinterlassen erregende Eindrücke, sie sind für den Verkehrsspezialisten, Architekten, Gelehrten, Künstler und Soziologen gleichermaßen interessant. Nicht minder fesselnd ist die Landschaft, die alle Überraschungen eines ganzen Kontinents in sich faßt. Die Mannigfaltigkeit des weiten Landes erschöpft sich, für Europäer unerwartet, in einer gewissen Einförmigkeit der Bewohner. Es besteht eine deutliche Uniformität nicht nur der Sprache, sondern auch der Sitten und Manieren. Diese Einheitlichkeit des menschlichen Ausdrucks beleidigt nicht, sie erleichtert nur das Bewältigen dieses Riesenraumes. Es wäre aber falsch, bei der oberflächlichen Tatsache der Uniformität stehen zu bleiben, zeigen sich doch dem Beobachter zahllose Nuancen des amerikanischen Volksgebarens, die verständlich werden, wenn man sich der Geschichte Amerikas und des Ursprungs seiner Bevölkerung bewußt ist. Wer kolonisierte die Neue Welt? Europa, Asien Afrika. Man kann sich das Chaos, das Heterogene und Improvisierte dieser Neusiedler kaum vorstellen. Pioniere kamen nach Amerika, neben Abenteurern, fragwürdige Existenzen, Sklaven; es waren Menschen, die das Unerforschte suchten oder die bloße Freiheit, es waren Märtyrer, die der religiösen Verfolgung entgehen wollten. Was mußte alles geformt und geordnet werden, um aus dieser Völkerwanderung, aus diesem unruhigen Menschenstrom eine Nation zu schaffen? Land und Volk mußten gewissermaßen aus dem Sattel

¹⁾ «Schweizer Monatshefte», Mai 1954.

geführt werden. Es ist um so erstaunlicher, daß aus einer bloßen Agglomeration fremder Menschen stufenweise eine respekterheischende, fortschrittliche Nation geworden ist. Heute ist das Sternenbanner als Sinnbild der Föderation zum patriotischen Inhalt geworden. Die englische Sprache wurde als eine Art Esperanto zum einigenden Band unter all den fremdsprachigen Einwanderern. Um das Werden der Nation zu fördern, hat der Staat, haben Schulen und Gesellschaft zu gewissen Hilfsmitteln gegriffen, die leicht Anlaß zum Vorwurf der Uniformierung geben könnten. Vieles mußte standardisiert werden, da eine individualisierende Führung versagt hätte, um die Abwicklung des Lebens erträglich zu machen. Die Erziehung des Amerikaners zur Freundlichkeit, Höflichkeit und Geduld wird zur öffentlichen Aufgabe gemacht; es sind wesentliche Spielregeln, die das Getriebe und Treiben einer so riesigen Menschenmasse ordnen und damit die nervöse Belastung paralysieren helfen. Es ist dem Staate gelungen, der Union eine ziemlich einheitliche außenpolitische Konzeption zu geben. Mußte der Staat nicht auf die Loyalität zahlreicher Amerika-Europäer und Amerika-Asiaten bauen, als er sie im letzten Krieg gegen ihre Stammländer einsetzte? Die innenpolitische Schulung des Amerikaners kann nicht an der unsrigen gemessen werden. In der Wahldemokratie fehlt der politische Ansporn und die Schulung in der Atmosphäre der autonomen Gemeinde. Es überrascht daher nicht, daß gerade der Amerika-Schweizer ein besonders verständiger Kommentator der amerikanischen Politik ist. Die Schulbildung auf der unteren Stufe ist wohl recht unterschiedlich, im ganzen sicher weniger erschöpfend als bei uns. Es werden bewußt Lehrstunden geopfert, um den Kindern Gelegenheit zu geben, auf den großzügigen Spiel- und Sportplätzen ihr jugendliches Ungestüm auszutummeln. Viele Mittelschulen lassen es an humanistischer Durchbildung fehlen, das Studium fremder Sprachen ist ein Stiefkind geblieben. Das Universitätsstudium ist im Durchschnitt gut, z.T. hervorragend, so daß Namen wie John Hopkins, Yale, Harvard und Princeton einen ähnlichen Klang haben wie Oxford und Cambridge. Für eine umfassende Allgemeinbildung fehlen meist die Voraussetzungen; schon in der Mittelschule beginnt die Spezialisierung des Unterrichts und die Vorbereitung für ein wissenschaftlich begrenztes, wenn auch hochqualifiziertes Hochschulstudium. Sicher schafft diese Ausbildungsart die Gefahr der Einseitigkeit, des Mangels an geistig konstruktivem, synthetisch denkendem Nachwuchs. Immerhin hat die amerikanische Forschung ihre hohen wissenschaftlichen Leistungen bereits bewiesen, insbesondere haben die medizinischen Erkenntnisse, die Erforschung neuer Heilmethoden und Heilmittel der modernen Medizin ungeahnte Fortschritte erlaubt.

Vielleicht hat der Staat noch weit mehr in soziologischer Richtung geleistet. Die Freizügigkeit, die wirklich demokratischen Lebensbedingungen haben sich im sozialen Zusammenleben bewährt, sie schaffen eine fortschrittliche, beglückende Atmosphäre. Jedem steht seine Chance offen; kein Ressentiment, keine Klassenbeschränkung hemmt den Tüchtigen. Darin liegt das Geheimnis dieses bewundernswürdigen Staates, daß er dem durchschnittlichen, soliden und fähigen Menschen, dem breiten Mittelstand ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht. Der amerikanische Arbeiter ist wohl, wie kein anderer, in den Genuß der Produktions- und Kulturgüter gelangt und zwar ohne Dirigismus und auch ohne wesentliche soziale Kämpfe. Dieser sozialen Leistung können wir wohl kaum unsere Anerkennung versagen.

Daß dem amerikanischen Kollektiv Oberflächlichkeiten anhaften, ist bekannt, man rügt die primitive Einflußnahme von Television, Radio, Presse und Reklame.

Mit Recht kann die standardisierte Lebensform der Amerikaner zum Gegenstand einer kritischen Betrachtung werden. Einer der populärsten Amerikaner, der Allroundsportler und Schriftsteller *Will Rogers*, hat eine recht ernste Klage erhoben, wenn er über seine Landsleute schrieb: «Americans are getting too much model of a Ford, they have all the same upholstery and make all the same noise.» Sicher ein unverdächtiger Zeuge. Daß aber diese etwas gefährliche Uniformität erkannt wird, beweist der Amerikaner selbst durch den Versuch, trotz allem Persönlichkeit zu bleiben. Wir wollen mit aller Deutlichkeit auf folgendes hinweisen: Die große Menge ist an sich noch lange keine Masse. Demonstrationen auf der Straße dienen mehr freudigen Kundgebungen als etwa politischen Agitationen. Der Amerikaner unterliegt nicht der Spruchbandpolemik noch irgend einer Gleichschaltung. Eine Massenreaktion wie zu Hitlers Zeiten oder wie im Ostraum ist schlechterdings unmöglich. Amerikanische Toleranz und Liberalität ließen so etwas einfach nicht zu, das Schwärmen für einen Führer ist unamerikanisch, es gibt keine politischen Idole, nach denen man hysterisch schreit. Man sieht daraus, daß es in Amerika mehr Individualismus gibt als manchmal in Europa. Viel eher überläßt man das Publikum der gerade in diesem Zusammenhang vielleicht zu Unrecht belächelten Schwärmerei für einen Hollywoodstar, Rodeo oder Rugbychampion. Überhaupt ist das Hervortreten einer Einzelpersönlichkeit eher ungewöhnlich, mag ein Präsident der Union, ein Gouverneur oder ein kapitaler Wirtschaftler im Vordergrund eines gewissen Interesses stehen, so ist dies die Ausnahme. Es gibt zu viele Millionäre, Professoren, Künstler etc., als daß man sich im Trubel der Weltstadt oder im lockerbesiedelten Lande draußen allzu leicht auszeichnen könnte. Der Europäer muß

sich damit abfinden, daß niemand etwas Besonderes ist, daß am Titel nichts hängt, daß es auch keine titeltragenden Frauen gibt. Diese Eingliederung des einzelnen, die Schlichtheit aller ist uns aufgefallen und berührt sympathisch. Vor allem für die Jugend bedeutet dies die Befreiung von vielen traditionellen Hypothesen, man braucht nicht zu scheinen, keine falsche Etiquette zu tragen, man muß nur gerade und tüchtig sein. Die «Human relations» sind nicht großtuerisch, exklusiv wie in Europa, sie dienen ja bei uns mit allem *savoir vivre* oft nur zur Betonung der Klassenzugehörigkeit. Sicher sucht der Amerikaner nach einem Ausweg aus dem Zwang der Uniform, er will sich individuell äußern können, sich und seine Frau auszeichnen durch distinguiertes Auftreten, Kleidung, Schmuck, das Halten zweier Autos, möglichst bester Marke, durch überbudgetäres Wohnen in vornehmen Bezirken, durch den Anschluß an einen teuren Countryclub; das alles gibt background in der neuen Welt, wie auch die Wahl besonderer Schulen für die Kinder, Weekendparties etc. Das Untergehen in der Masse der Städte und die Einsamkeit des bäuerlichen Lebens haben zur Folge gehabt, daß die Familie zum zentralen Erlebnis des Amerikaners geworden ist. Ohne die Stellung der amerikanischen Frau erörtern zu wollen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Frau in der Pionierzeit ein kostbares Gut war, und daß ihre gehobene Stellung bis heute traditionsbedingt geblieben ist. Die amerikanische Frau ist Hüterin des Heims als des alleinigen wirklichkeitsnahen, individuell erfaßbaren Lebenskreises. Die Männer gehen praktisch nicht allein aus, es locken ja keine Dorfschenken mit trauten Spiel- und Trinkecken, auch sind die Distanzen zu groß, so daß man sich schwer entschließt, sich in der Stadt nach Vergnügungen umzusehen. Wer einmal der Stadt entkommen ist, freut sich seines Heims. Viele dieser Vororte zeichnen sich durch eine beglückende gartenbautechnische und architektonische Gestaltung aus. Unsere Architekten könnten recht viel Bereicherung holen, auch unsere Behörden, denen es obliegt, Zonen und Baulinien festzulegen, mehr aber noch die Bauherren selbst.

Die Umgangsformen sind dem Amerikaner leicht gemacht, harmlosere Witze und Scherze genügen als bei uns, Humor und Bonhomie machen die Friktionen erträglicher. Man ist formloser in Anrede, Begrüßung und Abschied. «Hi» ist unser Salü. «O. K.» gilt für alles was in Ordnung geht; man wird im Bus und bei Besichtigungen kurz «folk» bezeichnet, oder man hört die Einladung des Busdrivers «come on girls», auch wenn es lauter alte Damen sind. Man ist zum guten Teil frei von falschen Vorurteilen, man ist offenherzig und gibt sich ehrlich und handgreiflich demokratisch. Das sind Werte, die für das Gedeihen einer Gemeinschaft nicht genug gewürdigt werden können. Im natürlichen Zusammengehen von alt und jung,

von Frau und Mann, in der Fähigkeit, etwas gemeinsam zu tun, im Teamwork, liegt soviel Kraft und Zukunft, aber auch soviel Menschlichkeit. Ist es nicht ein Symbol dafür, wenn in den Büros die Türen überall offen stehen, keine Vorhänge gezogen, keine Zäune errichtet werden? Man gehört zu jedem, man will keine Geheimniskrämerei. Auch die Außenpolitik Amerikas ist eine Politik der offenen Türe, belächelt, mißverstanden, aber ehrlich.

Zur amerikanischen Familie gehört die Kirche, sie nimmt m. E. eine zentralere Stellung ein als bei uns, sie ist mehr Realität. Wir haben beobachtet, daß es in vielen Kreisen selbstverständlich ist, zur Kirche zu gehen, auch der Gast geht mit. Die Kirchen sind entsprechend der Finanzkraft der Mitglieder kleiner oder größer, oder schöner, die Pfarrherren sind entsprechend dem Milieu mehr oder weniger gut honoriert. Dieses System hat Vor- und Nachteile; sicher ist die Verbundenheit mit der Kirche größer, wenn sie allein durch die Kraft und den Aufwand der Mitglieder getragen wird; möglich, daß der Pfarrer persönlich abhängig wird. Der Gottesdienst kennt mehr Ritual und Feierlichkeit als der unsrige, die Atmosphäre ist würdig, aber doch heiter, freudiger auch die Lieder. Im ganzen wirkt der Gottesdienst sehr sympathisch und vertraut. Mathias nennt die amerikanische Religion «Pseudochristentum», man sei religiöser Analphabet, man habe Gott vertrieben. Man hörte von einem katholischen Berichterstatter, die Kirche in Amerika sei eine Kirche ohne Kreuz. Vielleicht liegt etwas Wahres in dieser allerdings dialektisch-katholischen These. Der Amerikaner weicht dem Anblick des Leidens und des Todes aus. Was an Schwerem vermeidbar ist, wird gemieden. Die Leidensgeschichte Jesu wird wahrscheinlich dem Amerikaner weniger tragisch vorgetragen, die Furcht- und Bußpredigten dürften seltener und weniger pathetisch sein. Die amerikanische Kirche ist weniger dogmatisch als die europäische. Mit Güte, christlicher Liebe und Nachsicht wird dort vielleicht mehr für die Kirche gewonnen als mit der streitbaren Forderung zum absoluten, dogmatischen Kirchenglauben. In Amerika empfand ich die Kirche als natürliches und hingabegetragenes Element der Familie. Es fällt auf, wie oft gerade die Jungen zum Kirchenbesuch mahnen. Die Formen und Zeiten mögen sich wandeln, geben wir dieser amerikanischen Kirche ihre Chance, spätere mögen vergleichen und werten.

Wir lernten noch andere Qualitäten des amerikanischen Volkscharakters schätzen. Die selbstverständliche Disziplin und Geduld: es gibt weder beim stundenlangen Anstehen vor Theatern noch bei Verkehrsstockungen Murren und Fluchen. Im Zwiegespräch bemüht man sich, über Drittpersonen möglichst positive Äußerungen zu machen. Man könnte noch viele Zeugnisse der amerikanischen Anständigkeit aufzählen, z. B. daß man nirgends übervorteilt wird.

Entgegen der irrigen Meinung ist der Amerikaner eher ruhig, spricht nicht laut, ist bescheiden, korrekt in Kleidung und Haltung. Der Amerikaner wirkt oft eher zurückhaltend, gehemmt und dem Europäer gegenüber eher unsicher. Er braucht darum das Zauberwort «relax» wirklich und viel. «Take it easy» sagt einer zum andern und meint es ernst, auch angesichts eines wirklich tödlich gelbgemalten Heiligenbildes von El Greco. Vielleicht erklärt uns auch dieses stete Bedürfnis nach Entspannung gewisse Sonderheiten der Amerikaner. Er begrüßt auffallend herzlich, er kennt aber dafür kaum die Gebärde des Abschiedes. Ohne Kommentar geht er weg und hinterläßt zwiespältige Gefühle beim Europäer, der nie weiß, ob er nun wirklich willkommen war oder nicht. Man geht eben ohne Komplimente, ohne Sentimentalität zur Tagesordnung über. Man belastet sich nicht mit Vergangenen, Erledigtem, man lebt dem Augenblick. Das Leben ist zu kurz, um es zu belasten, darum vermeidet man auch tiefere, ernstere, analytisches Denken voraussetzende Gespräche. Vom Tod wird nicht gesprochen. Diese seelische Abwehr ist nicht etwa herzlos, nur gewollt, ebenso die affektlose Grundhaltung im Zwiegespräch. Man ringt nicht um eine Idee, ereifert sich nicht, es schickt sich nicht, fanatisch zu sein. Selbst in gebildeten Kreisen, im Hörsaal fehlen Rhetorik und Affekt. Man schont sich, oder vielleicht eher, man will kein Aufhebens von sich machen. Ist etwas klug gesagt, ist es auch stichhaltig, wenn nicht, so ist jede Geste, jede Betonung fehl am Platz. Die Bescheidenheit, gerade der Hochschullehrer, ist sprichwörtlich, das Bonzentum blieb der Alten Welt vorbehalten.

Kein Wunder, daß Amerika das meist technisierte Land ist. Die Handarbeit ist teuer und wird gescheut. Man will nicht dienen, darum die Kalamität bezüglich Haushalthilfen. Der Straßenkehrer bückt sich nicht, er spießt alles auf, er trägt Handschuhe wie die Fabrikarbeiter auch. Die Herren in den Straßen New Yorks tragen keine Handschuhe, sie haben ja keinen Schmutz, kein Öl, keinen Ruß zu verstecken. Und will einmal niemand einen dreckigen «job» übernehmen, sagt man scherzhaft «let the Swiss navy do it».

So leicht darf man natürlich nicht alles nehmen und verzeihen. Es gibt in Amerika Anlaß zu Kritik wie überall. Man trifft Kindlichkeiten und Kindereien vor allem in der überdimensionierten Reklame. Alles ist «glorified». An und für sich wäre das harmlos, wenn es nicht zur Oberflächlichkeit, zum primitiven Denken führen würde. Die allgemeine Verschwendung ist füglich eine unschöne Demonstration der «carelessness» der Amerikaner.

Es täte Not, daß die Televisions-Programme, Radiosendungen ernster und bildender gestaltet würden. Vieles ist seicht, für Kinder völlig ungesund und der Kriminalität Vorschub leistend. Ich glaube,

daß sich auch die gelesene Literatur mehr nach Bestsellern als nach Klassikern ausrichtet — aber fragen wir im Schweizerhaus nach!

Es wäre nützlich, statt immer «all is bigger and better in America» zu hören, einmal auf das Große und Gute hinzuweisen, das anderswo zu finden ist. Die Presse ist zu einseitig amerikanisch, so daß sich Amerika, paradoxerweise, seinen eigenen Horizont beschränkt. Verglichen mit der Schweizerpresse, die in vorbildlicher Weise der Aufklärung über die Geschicke anderer Völker breiten Raum gibt, treibt die amerikanische Presse Inzucht. Dies führt zur leichtfertigen Überheblichkeit, besonders wenn dem Volk immer vorgeschwärmt wird, wie glücklich es sei und wie alles «sound as a dollar» sei.

Hier sei noch ein strittiges Problem erwähnt. Die Alte Welt, vornehmlich auch die Schweiz, versucht sich in einer Wandlung in der Kindererziehung. Die Prügelstrafe verschwindet aus Schule und Elternhaus; die Erziehung in Furcht und Unterordnung macht einer erquickenden Anerkennung des Kindes als Persönlichkeit Platz. Wir bekennen uns zum Zeitalter des Kindes, das in Amerika längst angebrochen ist. Um keine Haßgefühle zu erwecken, keine Komplexe zu schaffen, hat die amerikanische Erziehung den Kindern einen Freipaß ausgestellt. Erschreckende Unbekümmertheit des Kindes und Vandalismus werden geduldet; glückliche Kinder machen vielleicht unglückliche Eltern. Scheinbar gelingt das Experiment, nachdem erwiesen ist, daß sich die amerikanische Jugend um das zwanzigste Altersjahr herum fast plötzlich besinnt, diszipliniert und selbstsicher wird. Die Eltern werden nicht als Autorität respektiert, sondern als kenntnisreiche Kameraden und Freunde angesehen. Zweifelsohne haben diese Erziehungsmethoden ihre negativen Seiten, weswegen auch eine deutliche Reaktion zu spüren ist, um die brachliegende erzieherische Führung wieder zurückzugewinnen. Vielleicht gelingt es im Interesse der Erwachsenen und der Kinder, einen Mittelweg zu finden, der als Vorbild dienen könnte.

Schließlich soll noch von der amerikanischen Kultur oder Unkultur gesprochen werden, einem allgemein kritisierten Problem. Eine Standortbestimmung ist hier am allernotwendigsten. Einem diffusen Antiamerikanismus dient die sogenannte Unkultur zum Vorwand. Neid, Furcht, Konkurrenzbedenken schaffen diesen Antiamerikanismus, allzusehr Ausdruck einer einseitigen Vergleichsbetrachtung zwischen Alter und Neuer Welt. Der Franzose z. B. liebt Amerika nicht; entweder gehört der reisende Franzose einer exklusiven Kulturschicht an und vermißt die humanistisch-abendländische Haltung («on ne vit pas, on végète»), oder der Franzose vermag in Amerika nicht den Boden für seine persönliche Entfaltung zu finden. Schließlich verabscheut er Amerika ganz einfach, weil er als Gour-

met die Ernährungsart nicht verdaut. Daß der ganze Osten Amerika schmäht, ist leicht verständlich; politisch, wirtschaftlich, technisch und zahlenmäßig ist Amerika für Rußland das einzige ernst zu nehmende Widerstandszentrum. Mit Jungk und Mathias haben wir zwei deutsche Stimmen gehört; beide erheben grundsätzlich gegenüber Amerika den Vorwurf der Unkultur, ziemlich das abschätzigste Urteil über ein Land und Volk. Zweifelsohne entbehrt die amerikanische Nation einer langen Tradition, einer glorreichen Heldengeschichte, einer althergebrachten Kunst. Der amerikanischen Gesellschaft fehlen gewisse Attribute, über die einige Europäer verfügen: Grandseigneurium, Noblesse, Grandezza etc. Der Amerikaner will Geld verdienen, sich vergnügen, unbehelligt bleiben. Seine Haltung gegenüber der geistigen Weiterbildung ist wenig positiv. Ich glaube, daß auch in der Alten Welt eine Hauptschar so geartet ist. Diesen negativen Charaktereigenschaften stehen aber menschliche Qualitäten gegenüber, wie Fairneß, Offenheit und Kameradschaftlichkeit; diese Eigenschaften haben Kulturwert. Mit dem europäischen Humanismus, dem Glanz ehrwürdiger Universitäten kann sich Amerika nicht messen, noch nicht! Die intellektuelle Schicht ist in Amerika schmaler, vielleicht vollwertig nur in kleinsten Gruppen; ja es gibt vielleicht gar keine bedeutende kulturbetonte Intelligenz wie hier. Auch dieses Negative kann sich ändern, wenn sich dieses große Land erst gesellschaftlich setzt und reift. Sicher ist auch die Pflege der Kunst im ganzen bescheideneren Ausmaßes, es fehlt im ganzen die Intimität als Hort und Cachet kultureller Betätigung. Vorerst sammelt Amerika Kunst und zwar vortrefflich. Die Museen sind wahre Schmuckstücke des Landes. Wir beklagen das Abwandern vieler berühmter Werke — wollen wir denn den Amerikanern nicht Kultur bringen und beibringen? Amerika hat schon namhafte Maler, gewaltig gestaltende Bildhauer, schöpferische Architekten, die Literatur ist zur Zeit so bedeutend wie die abendländische. In dieser Nation schlummern noch viele Kräfte, die im scheinbar für Kultur etwas sauerstoffarmen Klima trotzdem noch Blüten treiben werden. Ich glaube nicht, daß Amerika das ungeistige Zeitalter einleitet; im Gegenteil, es hat ja schon begonnen, europäisches Gut in Pflege zu nehmen, es zu verarbeiten und in neuen Ausdrucksformen wieder zu befruchten. Wer weiß, ob Europa nicht einmal froh ist, seine Kulturgüter jenseits des Ozeans geborgen zu wissen. Das Leben an den Universitäten ist sehr rege; was an humanistischer Durchbildung in den Mittelschulen versäumt wird, wird von den Studenten vielfach durch freiwillige Studien nachgeholt. Betonten wir im Vorhergesagten ehrlicherweise einige negative Aspekte, so müssen wir allen Ernstes bedenken, daß Amerika vorerst keinen besonderen Anlaß hatte, die Äußerung der europäischen Kulturvertreter allzu hoch zu werten.

Nach all dem, was in Europa geschah, konnte Europa mit gutem Grund nicht zum Vorbild genommen werden. Wir müssen auch anerkennen, daß die amerikanische Nation für die Entwicklung und Verteidigung des Landes dringlichere Aufgaben hatte als abstrakte, schöngeistige Wissenschaft. Die Förderung der Naturwissenschaften war vordringlich, die Technik war eine Voraussetzung der Lösung der Probleme des ungeheuren Raumes. Nun wird Amerika gerade die Überbetonung der Technik zum Vorwurf gemacht und gewissermaßen als Kontrapunkt zur Kultur gesetzt. Die Technik kam aus Europa; dies war die Folge der epochalen Erfindungen und Erkenntnisse der letzten Jahrhunderte, die wir meist europäischen und viel später amerikanischen Gelehrten verdanken. Es waren Deutsche, die bis zum zweiten Weltkrieg die Technisierung der Armeen auf die Spitze trieben! Unzweifelhaft ist die amerikanische Technik in unheimlicher Weise, und gerade durch den Krieg beschleunigt, angewachsen und bedeutet wegen der Massenproduktion eine Bedrohung der europäischen Wirtschaft. Typisch amerikanisch ist aber die Technik nicht. Dieser Vorwurf ist zurückzuweisen. Der Vorwurf, daß heute die Technik bessere Güter verschüttet, ist ein Fluch unserer Zeit ganz allgemein.

Wollen wir uns nicht ein wenig zurückerinnern, uns auf unsere eigene Vergangenheit besinnen, bevor wir einer jungen Nation die Kultur oder ihr Kulturpotential abmessen? Hätten nicht Chinesen, Perser, Ägypter, Griechen u. a. über die Kultur unseres Kontinents während Tausenden von Jahren lächeln dürfen, und ist nicht aus den ehemals barbarischen Völkern unsere gepriesene abendländische Kultur geboren worden? Auch Amerika hat eine Zukunftschance.

Bevor wir uns eines Kulturdünkels schuldig machen wollen, fragen wir uns eher, ob etwa Amerika die zwei Weltkriege gewollt hat. Hatten wir Grund, die amerikanischen Soldaten zu schelten wegen der Mißachtung unserer historischen Stätten? Nein, wir selbst haben die Axt an unsere Kultur gelegt, handgreiflich und geistig. Europäer selbst haben einer sittlich-christlichen Welt Hohn gesprochen und Schmach und Bankrott über die Alte Welt verhängt. Wahrlich kein Ansporn für Amerika, unsere Kultur zu überschätzen.

Was verstehen wir denn eigentlich unter Kultur? Ursprünglich all das Schöpferische, das den Menschen vor dem Tiere auszeichnet, sodann Inbegriff aller geistigen und künstlerischen Werte. Es gab glänzende Kulturepochen in Europa, sie sind uns als Erbe hinterlassen, sind Tradition und insofern eine Auszeichnung vor den Amerikanern, wenigstens solange als noch eine europäische Intelligenz den humanistischen Zielen Geltung verschaffte. Als Funktion einer Kultur muß aber auch die Zivilisation anerkannt werden, sie schafft bleibende Institutionen, Siedlung, soziale Ordnung, Verkehr, Tech-

nik. Hierin kann Amerika bestimmt seine kulturellen Leistungen aufzählen. Ethik als Kulturausdruck hat höchste Geltung, sie hat ihrerseits erhabene Ziele: Garantie der Menschenwürde, der Menschenrechte, der Freiheit, der verantwortlich-gerechten Gesellschaftsordnung. In diesem Sektor, glaube ich, hat Amerika ebenso hohe, wenn nicht höhere kulturelle Forderungen erfüllt. Haben nicht Millionen dumpf, arm und dumm in Europa dahingelebt, auch während der brilliantesten Kulturepoche? Und heut! Liest man das Buch von Jean Eparvier, «Médecin de Campagne», schaudert man über die beschämende kulturelle Rückständigkeit der Landbevölkerung der «Grande Nation». Wieviel Unkultur auch noch in gewissen Gegenden unseres Vaterlandes fortexistiert, kann belegt werden. Es ist nicht zu bestreiten, daß dem gutgeschulten, wohlerzogenen, traditionsgebundenen Europäer auffällt, wie wenig er beim Amerikaner humanistisch-denkerisches Echo erweckt. Schon die sprachlichen Differenzen und die damit verbundenen linguistischen Auseinandersetzungen geben uns ein air des Gebildetseins. Unsere demokratische Schulung fördert unser selbständiges Denken und Urteil, die Pflege jahrhundertelanger zwischenstaatlicher Beziehungen führte zu einer aufgeschlossenen Denkart. Unsere Fachstudien gehen noch heute weit ins Schrifttum zurück, während die amerikanischen nur summarisch auf Dokumentation eingehen. Nur müssen wir festhalten, daß auch bei uns der Wille zu diszipliniert-philosophischem Denken, das Bekenntnis zum Humanismus am Schwinden ist und wir damit vielleicht in absehbarer Zeit den Vorsprung verscherzen. Die neue Geschichte Europas ist eher Ausdruck der Unkultur als der Kultur. Nicht etwa der Amerikanismus führt zum kulturellen Niedergang, sondern der weltweite Materialismus. Das muß deutlich gesagt werden! Wenn sich Europa nicht besinnt, verliert der Begriff der abendländischen Kultur vollends seinen Sinn und Klang. Amerika macht auf dem Gebiete der Zivilisation raschere Fortschritte, es ist in der sozialen Ethik weiter gekommen. Amerika nimmt jeden einzelnen so wichtig wie den Staat, sowie eine Gesellschaftsordnung wichtiger als einen privilegierten Stand. Ist nicht Amerika mit seiner gewaltigen technischen Ausrüstung schützend vor jeden einzelnen Soldaten gestanden; im Gegensatz dazu sahen wir den bedenkenlosen Massenmord russischer und deutscher Heere. Sicher hat Amerika den Krieg humaner geführt als andere Länder.

Mag das Wägen um die Existenz amerikanischer Kultur oder Kulturfähigkeit auf- und niedergehen, so will ich nur noch zum Schlusse in Erinnerung rufen, daß Amerika die Idee des Föderalismus und Liberalismus fruchtbringend gefördert hat. Diese Begriffe sind in der amerikanischen Verfassung verwirklicht, und sie haben bekanntlich unsere eigene Verfassung von 1848 maßgeblich inspi-

riert. — Das Wesen der Demokratie hat in Amerika erst recht seinen überzeugenden Ausdruck gefunden und wird für die Zukunft zahlloser Völker noch weltweite Bedeutung erhalten. Amerika hat menschliche und politische Kultur geschaffen und steht heute bewaffnet ein für die Verteidigung der Freiheit und der Menschenrechte aller.

WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT IN NEUER SICHT

VON HERBERT GROSS

Amerikanische Deutungen

Das Bild der hochtechnisierten Marktwirtschaft wird zunehmend von zwei Kräften geformt: von einer wachsenden Kritik an staatswirtschaftlichen Lösungen, und von einer Konzeption wirtschaftlichen Wachstums, das die persönliche Initiative und private marktwirtschaftliche Impulse betont. Daraus entsteht, gleichsam als neue Synthese, ein einheitlicheres Freiheitsbild in Wirtschaft und Gesellschaft. Es sind erste Ansätze, und noch hat es den Anschein, daß die Umwelt den neuen Gedanken vorseilt. Stehen wir somit in einem neuen technischen Zeitalter, das wir noch nicht geistig gemeistert haben?

Sozialistische Selbstkritik

Die Kritik am staatlichen Interventionismus sei hier nur gestreift. *Colin Clarks* neue Schrift ist eine besonders radikale Rückbesinnung auf die Kräfte der Selbsthilfe und der persönlichen Entfaltung, wie wir sie sonst aus sozialistischem Lager noch nicht kennen¹⁾. Die «New Fabian Essays» waren ein wichtiger Vorläufer, begleitet von den Schriften Eastmans, von Norman Thomas usw. in den USA. Allen gemeinsam ist der Zweifel an einer Staatspolitik, die eine imperfekte Marktwirtschaft unterstellt und diese im wesentlichen durch